

Judenmission stürzt evangelische Kirche in Sinnkrise

Von Matthias Kamann | Stand: 10:11 Uhr | Lesedauer: 6 Minuten



Quelle: dpa/dpa-ZB

Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) debattiert über den völligen Verzicht auf eine Missionierung von Juden.

Laut einem Entwurfstext der EKD dürfen Christen nicht versuchen, Juden zum Glauben an Christus zu bekehren.

Kritiker werfen der Kirche vor, keine klare Vorstellung vom Begriff Mission zu haben. Auch das Bild Jesu sei unscharf.

Die Forderung des obersten jüdischen Repräsentanten war klar: „Jeder Form von Judenmission soll eine klare Absage erteilt werden“, verlangte Josef Schuster 2015 von der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). Christen also, so der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, sollten Juden nicht davon zu überzeugen versuchen, dass Jesus der Messias sei.

Doch so einfach diese Forderung ist, so kompliziert wird es jetzt, da die EKD-Synode in Magdeburg die Absage an die Judenmission beschließen will. Denn dabei geraten die Protestanten in Konflikt mit ihrem eigenen Glauben, in eine echte Sinnkrise. Und das größte Problem dabei ist: Die EKD will diese Probleme nicht im offenen Streit zutage treten lassen. Also verwickelt sich die Kirche in Widersprüche und Undeutlichkeiten.

Das ist auch kein Wunder, weil die Gefahren für die Kirche bei diesem Thema riesig sind. Erstens darf sie keinesfalls in jenes alte Überlegenheitsgefühl gegenüber den Juden zurückfallen, das Martin Luthers rabiatischen Antijudaismus prägte. Stattdessen müssen die Protestanten gemäß der Bibel klarmachen, dass Gottes Bund mit den Juden durch Jesus nicht aufgehoben wurde, sondern „Israels Erwählung und Berufung unwiderruflich“ sind, wie Synoden-Präses Irmgard Schwaetzer sagte.

„Will die EKD gar nicht missionieren?“

Zweitens aber dürfen die Christen nicht ihren von Jesus erhaltenen Missionsauftrag aufgeben. Sie dürfen auch nicht ignorieren, dass Jesus selbst sich an sein Volk der Juden wandte.

Noch eine dritte Gefahr gibt es. Die Frage, ob nicht hinter der Absage an die Judenmission eine generelle Skepsis der EKD gegenüber der Mission steckt. Denn wie will man anderen Menschen zumuten, was man bei Juden für unmöglich hält? Mag die EKD also gar nicht missionieren?



Quelle: picture alliance / dpa

Wie schwierig es ist, sich zwischen diesen Gefahren hindurchzubewegen, zeigt der Beschlussentwurf, über den die Kirchenparlamentarier am Sonntagabend diskutierten. Der Text ist widersprüchlich. Einerseits heißt es darin: „Christen sind – ungeachtet ihrer Sendung in die Welt – nicht berufen, Israel den Weg zu Gott und seinem Heil zu weisen. Ein christliches Glaubenszeugnis, das darauf zielt, Juden zum Glauben an Jesus als Christus zu bekehren, widerspricht dem Bekenntnis zur Treue Gottes und der Erwählung Israels.“

Andererseits aber steht dort auch, dass es Christen und Juden mittlerweile gelernt hätten, „im Dialog aufeinander zu hören“. Und damit, so heißt es weiter, „bezeugen wir einander behutsam unser Verständnis von Gott und seiner lebenstragenden Wahrheit“.

Protestanten müssen zuerst den Begriff klären

Unbefriedigend findet dies die Theologin Dorothea Wendebourg, Professorin für Kirchengeschichte an der Berliner Humboldt-Uni. „Wie viele Synoden-Texte steckt auch dieser voller Unklarheiten“, sagte Wendebourg der „Welt“. Das beginne mit dem Begriff der Mission, die bei Juden abgelehnt und durchs behutsame Bezeugen

ersetzt werden soll. Wenn aber dieses behutsame Bezeugen keine Mission sein soll – „was wäre dann Mission?“, fragt Wendebourg. „Ein Bedrängen und Unter-Druck-Setzen? Dann dürfte es überhaupt keine Mission geben, gegenüber niemandem.“

Daher müsse die EKD, bevor sie sich gegen die „Judenmission“ wende, erst einmal ihren Begriff von Mission klären. Im Übrigen sei gar nicht klar, „wo die Synode denn in Deutschland bekehrungsorientierte Aktivitäten protestantischer Christen gegenüber Juden findet und wo die Dringlichkeit der ganzen Erklärung liegt“.

Tatsächlich gibt es Versuche zur Judenmission hierzulande nur bei winzigen, wenn auch lautstarken Randgruppen im ultraevangelikalten Lager. Insofern drängt sich der Verdacht auf, dass es weniger um ein reales Problem als um ein innerkirchliches Bedürfnis geht. Um das Bedürfnis, Differenzen gegenüber den Juden zu beseitigen und den erlahmten christlich-jüdischen Dialog durch neue Versöhnungssignale zu stärken.

Auch das Bild von Jesus ist unklar

Für unklar aber hält Wendebourg nicht nur den Missionsbegriff des Entwurfs, sondern auch dessen Bild von Jesus. Die Theologin verweist darauf, dass sich der EKD-Entwurf im Wortlaut bekennt „zu Jesus, dem Juden, der als Messias Israels der Retter der Welt ist“. Da nun fragt Wendebourg: Bekennt sich damit die Synode „nicht gut neutestamentlich dazu, dass dieser Jesus zuerst einmal Retter seines Volkes und dann auch der übrigen Menschheit ist? Welche Funktion sollte der Messias für Israel sonst haben?“

Oder wolle, so Wendebourg weiter, die Synode etwa sagen, „Jesus stamme zwar aus Israel, habe aber keine Heil bringende Rolle für sein Volk, sondern nur für den Rest der Welt?“ In diesem Fall aber sei nicht ersichtlich, was dann noch die christliche Rede von ihm als Messias solle. Denn Messias sei „ein in der Heiligen Schrift dezidiert auf das Volk Israel und sein Heil bezogener Titel“. Von der Bibel her sei jede Rede von dem Messias Jesus – auf Griechisch: von dem Christus Jesus – „eine Bezeugung seiner Heil bringenden Rolle auch und zuerst für das Volk, aus dem er

stammt“.

Daher mag Wendebourg den Schussfolgerungen des EKD-Entwurfs nur insofern zustimmen, als dort steht, man könne es „Gott anheimstellen“, dass Juden das Bekenntnis zu Jesus als ihrem Messias nicht teilen. „Aber das ist etwas anderes“, sagt Wendebourg, „als auf das Zeugnis davon Juden gegenüber zu verzichten.“

Deutliche Worte hinter verschlossenen Türen

Ganz anders sieht das Wendebourgs Berliner Fakultätskollege, der in der EKD einflussreiche Kirchengeschichtler Christoph Marksches. Er sagte dem Deutschlandfunk, Christen seien nur in den vorherigen Bund zwischen Gott und den Juden „hineingenommen“ worden, seien „nicht die ursprünglichen Erben der Verheißung“.



Quelle: picture alliance / dpa

Daher gebe es im Neuen Testament keine Missionierung der Juden durch jene Christen, die vorher Heiden waren. Und der Apostel Paulus, so Marksches, „macht ganz, ganz deutlich, das Judentum ist keine defiziente Religion, eine Religion, der irgendetwas fehlt, der eine christliche Botschaft weitergegeben werden muss, damit

sie vollständig wird“.

Doch während somit Theologen, die der Synode nicht angehören, offen über das Thema streiten, ging das Kirchenparlament am Sonntag in der Diskussion wie bei einem Eiertanz zu Werke. Ganz vorsichtig wurde bei Wortmeldungen formuliert. Zaghaft schlugen Frömmere vor, man könne vielleicht doch etwas mehr Raum dafür lassen, dass Christen gegenüber Juden offen über ihren Glauben sprechen. Genauso zaghaft warnten andere, man dürfe kein noch so kleines Hintertürchen für so etwas wie Missionsversuche öffnen.

Eine knappe Stunde lang wurden solche dezenten Andeutungen ausgetauscht, dann war Schluss, weil sich niemand mehr etwas zu sagen getraute.

Alles Weitere soll bis zur Abstimmung am Ende der Synode ein interner Ausschuss besprechen. In diesem Ausschuss waren schon vor der Synode deutlichere Worte gefallen, weitere werden folgen. Aber hörbar nach außen dringen sollen sie nicht.

© WeltN24 GmbH 2016. Alle Rechte vorbehalten.

Ein Angebot von WELT und N24.

© WeltN24 GmbH

Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen: <http://epaper.welt.de>

Der Kurz-Link dieses Artikels lautet: <https://www.welt.de/159308826>